



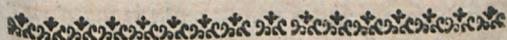
11

Der
Englische Greis,

von * * *



Filfter Theil.



Hamburg, 1768.



Der
Englische Greis.

Fortsetzung

des acht und dreyßigsten Stückes.

Eine gar zu große Ehre macht einen Menschen nicht glücklich, wie viele Leute meynen. Sie ist selten ohne Hochmuth und Eitelkeit. Es ist gewiß, daß der Mensch nicht so klein ist, als sich mancher einzubilden pflegt. Er ist nach Leib und Seele, wegen des Adels der Vernunft, und nach seinem äußerlichen Zustande betrachtet, unendlich vieler Vollkommenheiten fähig. Wie viele nützliche Künste und Wissenschaften ist er fähig zu fassen und zu begreifen? Wie vieler künstlichen Bewegungen und Behendigkeiten ist sein Leib nicht fähig?

Ep 1

Alle

Alle Erdstriche, von dem Nordpole an bis an den Südpol, sind diejenigen Werkstätte, in welchen Millionen Sachen ausgearbeitet werden, die zu einer Bequemlichkeit, oder einer andern Vollkommenheit des Menschen dienen. Deswegen aber soll kein Mensch nach gar zu großer Ehre trachten, weil sie mehrentheils mit Armuth verbunden ist. Sie erweckt viel Feinde, Verfolger, Neider und Verläumber. Ein sehr geehrter Mann muß zu viel arbeiten, um seine Ehre zu erhalten. Viele Fehler, die man bey andern Menschen übersieht, macht die gar zu große Ehre zu großen Verbrechen. Ist man zu wenig geehrt, so ist man auch nicht glücklich. Unsehbar ist man eine nichtsbedeutende Kreatur in der Welt, und kann die wohl glücklich seyn? Die mittelmäßige Ehre ist ein Stück der zeitlichen Glückseligkeit, und sie ist leicht zu erhalten. Wenn nur ein jeder in seiner Lebensart eine mittelmäßige Geschicklichkeit besitzt, und sonst mittelmäßig tugendhaft ist, wozu er ohnedem verbunden ist: so bleibt die mittelmäßige Ehre niemals aus. Ein Handwerksmann kann mitten in dem Umfange seines Wirkungsbereiches diesen Grad der Ehre erreichen. Wie
thöricht

hörlich sind nicht die Menschen! Sie dürsten nach einer Ehre, die sie entweder nicht erreichen können, oder die sie unglücklich macht, und diejenige versäumen sie, welche sie erhalten, und wodurch sie vollkommen vergnügt gemacht werden könnten.

Ferner: da der Mensch gesellschaftlich leben muß, so kann er durchaus nicht glücklich seyn, wenn er keine Freunde hat. Ich rechne zu den Freunden alle diejenigen, die uns lieben, insbesondere die nächsten Anverwandten, die Herzensfreunde und den Ehegatten. Dafür ist schon gebeten, daß uns nicht gar zu viele Menschen lieben, folglich darf man nur dahin sehen, daß uns nicht gar zu viele hassen. Ein Mensch kann also glücklich seyn, wenn ihn nur die meisten von denen, die ihn kennen und mit denen er umgeht, mittelmäßig lieben. Und das kann ein jeder Mensch erhalten. Wer in seiner Lebensart geschickt ist, wer die Tugend ausübt, und nur mittelmäßig gesellig ist, den lieben die meisten seiner Bekannten. Verleibiget er nun niemanden, so hat er entweder gar keine Feinde, oder nur wenige und keine große Feinde.

Heil denen! die sich diese aus redlichem Herzen geschriebene Betrachtung von der menschlichen Glückseligkeit zu Nutzen machen; und alles darinnen enthaltene Nützliche in ihre Herzen fassen. Wie glücklich werden sie ihre Lebenstage ablaufen sehen! Wie heiter wird ihr Gemüthe von Tage zu Tage werden! bis sie endlich zu der ewigen und unaufhörlichen Glückseligkeit in jenen himmlischen Wohnungen gelangen.

Wie freudig wird das Herz der Christen,
Wenn frohe Ewigkeit sie tröstet!



Neun und dreyßigstes Stück.

Es bleibt den Gläubigen in der Sache der Religion die allerfürtrefflichste und die aller nützlichste Beschäftigung, die Herrlichkeit und das Dafeyn des gütigen Schöpfers zu betrachten, und nichts ist ihnen wichtiger, als die unvernünftigen Einwürfe so vielerley Freydenker durch Schrift und Vernunft gründlich zu widerlegen,

legen, und ihre thörichten Meynungen zu Spotte zu machen; ihre unvergleichliche Absicht dabey ist diese, das ewige Glück der ungläubigen Gottesleugner zu befördern, und aus selbigen Erben der ewigen Freude jener seligen Gefilde des neuen Himmels und der neuen Erde zu bilden. Ich werde jetzt einen Dissen aufsetzen, mit Erlaubniß der Thoren, die sich eine Ehre daraus machen, Religionsspötter zu heißen; denn dieser Aufsatz gehöret eigentlich für sie. Ich möchte mir bald jetzt ihre Eigenschaft, die Grobheit, wünschen, weil es in dem Völkerrechte erlaubt ist, sich dererjenigen Waffen wider einen Feind zu bedienen, womit er uns zuerst angreiffet.

Ich muß nur sagen wie ich denke, und ich läugne es nicht, unter allen Menschen gesichtern, die jemals gefunden werden können, kommen mir diese am allerlächerlichsten für. Von allen Seiten lassen sie, bey ihrer fälschlich angemessenen Größe, etwas herfürblicken, was im eigentlichsten Verstande, unter die Eigenschaften der kleinen Geister gehöret.

Ein kleiner Geist würde dasjenige nicht seyn, was er ist, wenn er sich nicht aus einem eiteln Hochmuth schmeichelte, größer zu seyn, als andre. Die schlechten und freyen Lebensarten, welche ein unvernünftiger Religions-spötter mit einer ernsthaften Miene ausstößt, machen die Unwissenden irren und wanken. So geht es, manche Klüglinge thun der Sache bald zu viel, bald zu wenig. So gieng es schon zu den Zeiten der Apostel, bestreiten mußten sie wider dergleichen Seelenfeinde die Waffen des Lichts, und die Waffen der Gerechtigkeit gebrauchen, nach der Gewohnheit der Ebräer zu reden, und diese Waffen der Apostel waren in oder durch Gott mächtig. Ein heiliger Paulus nennt sie mächtig in Gott, nämlich: welche Gott mächtig machet, der da wirket und streitet, wenn wir gleich diese Waffen anlegen. Diese mächtigen Waffen dienen zur Zerstörung derer Vestungen, derer Schloßer, Bastelle, das ist, derer Dinge, welche die ungläubigen Menschen im Geistlichen zu ihrem Schutz und Hinterhalt gebrauchen, als: die menschliche Weisheit, Gelehrsamkeit, Beredsamkeit, Menschengunst, Eigendünkel, also daß sie

sie dieses alles als eine Befestigung und Schanze
 wider Gott gebrauchen, und wider die göttliche
 evangelische Lehre damit streiten. Solche Be-
 festigungen wären die heidnischen ungegründe-
 ten Vernunftschlüsse und Schlussreden. Sol-
 che falsche Schlüsse der menschlichen Vernunft,
 welche sich theils auf Vorurtheile und irrige
 Gründe, oder auch auf verkehrte Begierden der
 Menschen stützen. Solche Höhen des mensche-
 lichen Verstandes, solche ververbte Herzen, sol-
 che verkehrte Selbstliebe verstörten die Evans-
 gelisten und die Apostel durch das göttliche of-
 fenbarte Wort Gottes. Sie verstörten sonder-
 lich den Hochmuth derer Menschen, die sich we-
 gen und über die natürliche Weisheit, Gelehr-
 samkeit und Beredsamkeit erhuben, das Evan-
 gelium von der Gnade Gottes in Christo Jesu
 geringe schätzten, den Predigern sich widersetzten,
 die göttliche Gnade verwarfen, und sich ohne
 heilsame Erkenntniß der Wahrheit aus eigenen
 Kräften rathen wollten. Die Apostel bemühe-
 ten sich, die Kräfte des Verstandes, besonders
 die Kräfte zu urtheilen und zu schliessen, durch
 das Evangelium von Christo Jesu zu verbes-
 sern; sie führten gleichsam die nach dem Falle
 Adams

Adams so sehr in göttlichen Dingen verderbte
 menschliche Vernunft, ins Gefängniß, oder in
 die Dienstbarkeit. Man muß merken, daß die
 Gefangennehmung des menschlichen Verstandes
 einen solchen Zustand bedeutet, da der mensch-
 lichen Vernunft ihre Freiheit zu denken durch
 die Kraft des göttlichen Wortes in der heiligen
 Schrift, und zugleich des Glaubens an Chri-
 stum, also eingeschränket wird, daß sich der
 menschliche Verstand in Dingen, die über das
 natürliche Vermögen zu denken gehen, und un-
 endlich weit übersteigen, nicht unterstehet, die
 Beschaffenheit und Verknüpfung derselben aus
 eigener Vernunft ohne göttliches Wort zu errei-
 chen, zu beurtheilen, und vor sich zu billigen.
 Die gesunde Vernunft oder der menschliche Ver-
 stand, unterwirft sich den göttlichen Aussprü-
 chen und Befehlen in denen heiligen Büchern
 der Bibel. Ob er schon derselben Grund und
 Beschaffenheit nicht begreifen kann; so nimmt
 der menschliche Verstand doch alles vor wahr
 und gewiß an, und beruhet auf dem Ansehen
 Gottes, seines Herrn. Eben etwa so, wie
 treue Knechte den Worten ihrer frommen Her-
 ren alsbald gehorchen. Das Amt derer Apostel
 bestand

Bestand im Lehren: sie erhielten die Gabe der
 Untrüglichkeit, weil ihnen der heilige Geist mit-
 theilte, was sie reden sollten. Ferner, die
 Gabe der Sprachen, zu weissagen, Wunder
 zu thun, die Macht, böse Leute dem Satan zu
 übergeben, daß sie mancherley Noth erfuhren,
 1 Tim. 1. v. 20. Die Apostel wurden erst zu
 den Juden, hernach zu den Heyden gesendet.
 Paulus hatte besondere Vorzüge. Der Hey-
 land der Menschen berief ihn nach seiner Erhö-
 hung, Paulus that auch viele Reisen zum Be-
 sten der Christen, er litte Gefängniß, Schif-
 bruch, Schläge, und arbeitete mehr als an-
 dere. Die Waffen, womit die Apostel für das
 Evangelium und wider die Feinde desselben
 stritten, waren nicht fleischlich: 1) Alle hatten
 keine menschliche Weisheit, wenn man Paulum
 ausnimmt, der aber dieselbe nicht zu besserem
 Fortgang seines Amtes gebrauchet hat. 1 Cor. 11.
 v. 2. 2) Sie bedienten sich nicht der Philoso-
 phie, wie sie damals gelehret wurde. Paulus
 disputirte zu Athen wider die Epikurer und
 Stoiker, er bezeuget, daß er von der heidni-
 schen Philosophie entfremet sey. 3) Die Apostel
 enthielten sich der eiteln Beredsamkeit, davon
 ist

ist der Brief Pauli an die Römer ein ausnehmendes Muster, ihre Beredsamkeit war göttlich und nicht eitel, oder eingerichtet, der Leute Gunst und Beyfall zu erwerben. Ihre Waffen waren geistlich: 1) die sonderbare Kraft und Wirkung des göttlichen Worts; 2) die Heiligkeit des Lebens, dadurch sie andern ein gutes Beyspiel gaben, die Zuhörer folgten ihnen; 3) waren sie geduldig und von tapferm Muth bey aller Noth und Verfolgung, thaten Zeichen und Wunder, und zwar grössere als Christus, in Ansehung der Zahl, des Ortes, der Beschaffenheit und der Wirkung. Sie befohlen nicht nur ihren Zuhörern stets das Gebet, sondern beteten auch selbst bey jedem Vornehmen, Apostg. 6. 9. 16. Diese gedachten Waffen gebrauchten die Apostel wider die Religionspötter, wider die Feinde des Evangelii, ihre Bestung zu zerstören. Unter diesen Feinden des Evangelii von Jesu Christo waren heidnische Weltweisen, welche ihren Schutz in der verkehrten heidnischen Philosophie, und deren Gründen von Gott, seinem Wesen, von der Weise Gott zu ehren, die wahre Glückseligkeit zu erlangen, und in dem verderbten Bestreben der Seele, oder dem

leben.

lebendigen Person, suchten. Diesen Leuten widersezten sich die Apostel, sie widerlegten ihre Abgötterey, lehrten, wie die Gnade Gottes und die ewige Seligkeit in Christo zu erlangen, sie zerführten die Vestungen und Schutzwehren derer Juden. Diese Juden hatten schädliche Vorurtheile von dem Mesias, von dem Wege der Seligkeit. Kurz, die Apostel nahmen in göttlichen Glaubenssachen ihre Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens gefangen. Es giebt jetzt Menschen in der Welt, welche die Vernunft in Glaubenssachen ganz verbannen; andere machen sie zur Richtschnur, die heilige Schrift zu erklären. Dergleichen Menschen sollten dieses merken: die menschliche Vernunft ist zwar subjective blind, 2 Cor. 4. v. 4. Eph. 4. v. 18. 1 Cor. 2. v. 14. Die Verderbniß aber hebet das Wesen der Seele, oder die menschliche Vernunft, nicht auf. Die Vernunft hat aber auch objective deutliche und gewisse Grundwahrheiten. Obschon die gesunde menschliche Vernunft die göttlichen Geheimnisse nicht erforschen und beurtheilen kann, und dieselbe muß gefangen genommen werden; so hindert doch nichts, daß wir die göttlichen Geheimnisse als

als vollkommen wahr und gewiß nicht annehmen sollten. Alle göttliche Geheimnisse sind über, aber nicht wider die gesunde menschliche Vernunft, denn Gott ist sowohl der Urheber der gesunden Vernunft, als der hohen göttlichen Geheimnisse. Die heilige Schrift und die christliche Religion kann ihrer Natur nach nicht ohne Geheimnisse seyn, und diese Geheimnisse gründen sich auf das göttliche Zeugniß.

Die mehresten Religionspötker unserer allerheiligsten christlichen Religion, sind hochmüthige Menschen, sie schmeicheln sich, größer als andere Leute zu seyn; man findet diesen eiteln Hochmuth, in einem vorzüglich hohen Grade bey ihnen. Sie sind so dreiste, und unterstehen sich, eine Grundwahrheit für eine Unwahrheit zu erklären, die seit sechsstausen Jahren durchgängig für einen allgemeinen Satz gehalten worden ist. Die Religionspötker geben dadurch zu verstehen, daß sie alle diejenigen für unweise halten, die in einer so langen Zeit dieser Wahrheit beugepflichtet haben. Noch mehr, sie legen an den Tag, daß sie alle die

die Ueberzeugungen für thörichte Einbildungen ansehen, auf welche sich der Beyfall gegründet hat, den alle diese großen Leute der erwähnten Grundwahrheit gegeben haben. Der Satz, den die Religionsspötter anfechten, betrifft DAS Daseyn Gottes, und die demselben schuldicke Verehrung.

Wir wollen die Sache etwas genauer betrachten. Was das erstere anbetrifft, so sind sie kühn genug, die Vernunft zu einer Lügnerin zu machen. Sie schämen sich selbst, so frech zu lästern, und läugnen lieber, daß die Vernunft einen Gott einsehe. Man kann leicht denken, daß sie Schlupfwinkel und Ausflucht suchen müssen. Wir wollen sie in denselben auffuchen. Was ihr ein Eingeben der Vernunft nennet, sagen sie, das rühret von nichts anders her, als von läppischen Erzählungen, oder von einer abergläubischen Erziehung. Wir wollen uns stellen, als ob wir beynahе glaubten, um einen Spas mit ihnen zu haben. Wir wollen sie bitten, daß sie uns folgendes überzeugen. Nun liegt ihnen ob, uns den Erfinder dieser Fabel bekannt zu machen.

machen. Eine einhellige Stimme wird Mosen dafür ausgeben. Gut, lebten aber vor Mose keine Menschen? Sind keine Menschen möglich, auf welche die Erzählung Moses wahrscheinlich Weise nicht gekommen ist?

Die Erfindung und Ausbreitung einer Unwahrheit findet allemahl Widerspruch. Es würden sich gewiß, eine große Anzahl Menschen den Lügen dieses Mannes widersetzt haben. So wohl als Moses seine Erzählungen schriftlich aufgesetzt hat, so wohl würden sie dieses auch gethan haben. Die Wahrheit findet allemal unter dem billigen Theile der Menschen mehrere Anhänger, als der Aberglauben, und diese billigen Gegner des Moses würden nicht zugegeben haben, daß die Schriften, die wider ihn ergangen wären, nicht auch hätten auf die Nachkommenschaft gebracht werden sollen. Wo sind aber diese Schriften hin? Oder ist damals alle Welt so leichtgläubig gewesen, daß sich ein einziger Mann hat unterstehen dürfen, ihr ein Joch über den Hals zu werfen; ein Joch, was noch dazu mit gewissen Ungemächlichkeiten verknüpft war? In der That, man brauchet eben
 feitt

kein tiefes Nachdenken, wenn man aus diesem Grunde die Lästerung von Mose ablehnen will.

Es lebten aber ja noch andre Völker ausser den Juden, die so weit von ihnen entfernt waren, daß die Fabel dieses Häufleins sich ihres Beyfalls nimmermehr würden getrostet können.

In den übrig gebliebenen Stücken von den Schriften des Pythagoras kann man gar deutlich lesen, daß dieser Mann die Wahrheit von dem Daseyn eines höchsten Wesens erkennen mußte. Sokrates, Plato, und andere griechische Weltweisen, geben dieses auch mit untrüglichen Kennzeichen an den Tag. Das Licht der römischen Weltweisheit, Cicero, nimmt die Meynung von dem Daseyn Gottes, als eine schon längst bekannte Wahrheit an. Ganz Asien, ganz Rom, war in den ältesten Zeiten davon überzeugt. Die wilden Scythen, die in den Gegenden wohnten, die man damals vor ungeschickt hielt, so biegsame Gemüther herfür zu bringen, als andere Weltörter, glaubten gleichwohl einen Gott. Ja alle diese Völker thaten derjenigen Sache zu viel, der unsere witzigen Herren zu wenig

wenig thun. Sie theilten die göttliche Gewalt unter viele ein. Wir wiederholen nochmals, daß es unvernünftig schein, den angezeigten Leuten und Völkern ein heimlich zu denkendes Wesen beyzumessen.

Endlich darf man nur in den neuern Zeiten die Völker ansehen, deren Aufenthalt, unter den entferntesten Zonen, (oder Erdstrichen,) uns vor nicht gar zu langer Zeit bekannt geworden ist. Sie glaubten Götter. Das ist, diese Völker waren überzeugt, daß ausser ihnen noch etwas höheres sey. Sie hielten dieses Etwas für den Ursprung ihres Seyn, und für den einzigen Beschirmer ihrer Wohlfahrt. Woher mußte diesen armen Wilden eine solche Weisheit kommen? War unter ihnen vielleicht auch einmal ein lügenhafter Moses? Wo ist er zu ihnen gekommen? Da er so leicht Glauben fand, warum hat er nicht andre Dinge aus der jüdischen Religion mehr mit zu ihnen hinüber genommen? Gott! daß man sich doch Ausflüchte machen kann, die so wichtig sind! Werden nicht diese unauslöschlichen Zweifel alle mit einem gehoben werden; man darf nur zugeben, daß die Natur

Natur das Daseyn Gottes lehre; wäre die Vernunft diesem Satze zuwider, o er würde gewiß mehrern und gegründeterm Widerspruch gefunden haben, ehe man ihn hätte lassen allgemein werden.

Die Erziehung kann aus eben diesem Grunde keine Mutter der allgemeinen Lehre vom dem Daseyn Gottes seyn. Ist diese Lehre von dem ersten Menschen erdichtet, und auf seine Nachkommen fortgepflanzt worden, so ist es möglich: allein dieses können und wollen unsere Gegner nicht zugestehen. Es ist ihnen zu viel daran gelegen, daß sie Menschen erdichten, die in den allerältesten Zeiten gelebet haben, ohne einen Gott zu glauben. So muß diese Erfindung und die Fortpflanzung wenigstens nicht viel älter seyn, als vier tausend Jahre. Damals aber war die Welt schon unglaublich bevölkert. Wie konnte es denn möglich seyn, daß um die damalige Zeit, alle Häupter der Geschlechter sich beredet hatten, einen und eben denselben Aberglauben fortzupflanzen? Waren die gemeinen Leute unter ihren Haufen nicht auch in ihren ersten Glauben verliebt, wie man sieht,

siehet, daß in den heutigen Zeiten von dem Pöbel hartnäckig bey allen Meynungen und Gebräuchen gehalten wird, die ihnen gleichsam erblich geworden sind? Waren so viele hundert Menschen etwa leichter unter einen Hut zu bringen, wie bey uns manchmal etliche wenige Köpfe? So leidet auch dieser Einwurf seinen gewaltigen Abgang.

Wie aber, wenn wir die Religionspöbter, von welcher Art sie auch sind, und die Gottesläugner, als solche Personen ansehen, die ihre ungegründeten Meynungen nur zum Scherze vertheidigen, in der That aber, alles sich selbst gemachten Zweifels ungeachtet, einen Gott denken? Wo sind sie, oder nach ihrer Sprache zu reden, wo sind ihre Maschinen hergekommen? Geboren: schreyen sie. Wer hat diese Geburt veranstaltet? ein Zufall, der nun so und nicht anders durch die Natur wirkt. Wer hat aber diesen Zufall, in die Unendlichkeit hinaus zu denken, endlich einmal seinen Anfang nehmen lassen? Wer hat ihre Maschinen aufgezogen? Denn, damit wir bey dem Gleichnisse bleiben, keine Maschine kann durch sich selbst beweget werden, ohne

ohne einen Urrheber zu haben. Hier werden die großen eingebildeten Weisen zu dem Schweigen gebracht seyn. Noch mehr, wenn sie keinen Gott glauben, warum fürchten sie sich? Es mag donnern und blitzen, es mag die Erde beben, es mag das ungestüme Meer und die erstaunendsten Windstürme, und die Wasserwellen brausen, sie mögen in Gefahr seyn, sie mögen dem Tode nahe seyn, und so weiter u. regieret ein blinder Zufall dieses Ganze, besiehet die ganze Welt, nach ihrer Meynung, ohne Zuthuung eines höchsten Wesens, so ist ihre Furcht lächerlich oder überflüssig. Noch eins: Warum erschrecken sie so für dem Tode? für dem Grabe? für der Verwesung? Ist nach ihrer thörichten Meynung kein Gott, so könnten wir diese zerbrechliche Maschine selbst vernichten, die uns öfters so viel Ueberlast anthut.

Soll ich meine offenherzigen Gedanken sagen, so halte ich die eigentlich im strengsten Verstande so genannten Gottesläugner für Menschen, die gern etwas sagen wollen, ohne recht zu wissen, was? Oder für Leute, die einmal im Trunke etwas gesagt haben, und ihre abgeschmackten Meynungen nüchterner Weise ver-

fechten wollen. Die etwa gern durch einen Spaß groß seyn wollen, ihren Scherz aber so unrecht angreifen, daß sie anfangen mit Gott zu spielen.

Dennoch aber müssen wir diesen Leuten antworten. Sie möchten sonst jauchzen, a's ob uns auch ihr Scherz ein Schrecken einjagen könnte. Es dürften sich auch wohl gar unter dem Pöbel solche Menschen finden, die unser Stillschweigen für eine Schutzschrift ihrer guten Sache ansehen könnten. Nein, nein, wir wollen für die Sache Gottes streiten, und wir wollen nun auch die Gründe prüfen, die unsere Gottesverächter wider den Dienst einwenden, den man dem unsichtbaren majestätischen Gott leistet. Gewiß, ihre Gründe stehen allerseits auf schwachen Füßen.

Die Gottesverächter sagen zuvörderst, der Dienst des höchsten Wesens sey nur in der Einbildung, nicht aber in der Natur gegründet. Ich wundere mich in der That über eine solche Unverschämtheit, die gar kein Zeichen einer guten Sache ist. Alle Völker, zu allen Zeiten, an allen Orten, so sehr sie auch ihrer Gemüthsart nach von einander unterschieden waren, sind doch
in

in einem wesentlichen Stücke mit einander überein gekommen. Sie waren innerlich überzeugt, man sey verbunden, den höchsten Schöpfer zu verehren. Sie legten diese Ueberzeugung, die in ihren lebendigen Personen allein vorgieng, durch gewisse äußerliche Uebungen an den Tag. Die neuen und die alten Reisebeschreibungen, so wohl in die Morgenländer, als in die westlichen Gegenden, reden von Priestern, Altären, Opfern und Tempeln. Alle Völker, die in den Begriffen von der Gottheit so unterschiedliche Meynungen hegen, empfinden für dasjenige, was nach ihren Gedanken Gott ist, eine ungemeyne Ehrfurcht und Demuth.

Wer würde auch einen Gott, einen Schöpfer und Erhalter dieser ganzen sichtbaren Welt, oder dieses Ganzen, einen obersten Gesetzgeber, denken können, ohne zugleich einzusehen, daß alle diese Eigenschaften ehrerbietige Dankbarkeit erfordern?

Ich bin so sehr von der guten Sache des Dienstes Gottes überzeugt, daß ich keinem Einwurfe nur die geringste Stärke zutraue, der überhaupt dawider erregt werden kann.

Doch unsre Gegner sind einmal darinn ver-
liebet, unvernünftig und unbillig zu seyn; da sie
also nicht weiter kommen können, so ziehen sie
in ihrer völligen Stärke wider diejenige Art des
Gottesdienstes zu Felde, die wir beobachten. Un-
ser Gottesdienst soll kindisch u. unüberlegt seyn.

Nun gebe ich einem jeden vernünftigen Men-
schen zu bedenken, ob er etwas eitles darinnen
sehe, wenn wir sagen, man müsse Gott in einem
demüthigen und gläubigen Gebete und Flehen
verehren; wenn wir behaupten, es sey bey die-
sem Gebete nöthig, daß man ein bestes Zutrauen
auf eine besondere Güte Gottes setze. Soll et-
wa die Uebereilung darinnen stecken, daß wir
einen unsichtbaren Gott anbeten, so muß in
der That erst bewiesen werden, daß unser un-
sichtbarer Gott unser Gebet nicht hören kön-
ne. Wir werden aber einen gegründeten Beweis
dabon vielleicht ewig vergebens erwarten.

Die witzigen Herren würden noch eher Ur-
sache haben zu spotten, wenn unser Gottesdienst
in Opfern bestünde. Sie würden sagen können,
es sey lächerlich, ein Wesen, das über alle Materie
unendlich erhaben sey, durch körperliche
Dinge zu ehren, oder durch das Blut geschlach-
teter

teter Thiere zu versöhnen, welche ohnedem zu
 einem gewaltsamen Tode bestimmt sind, um
 die Nahrung der Menschen zu seyn. Gleiches
 Recht würden sie haben, wenn wir die Vereh-
 rung und Anbetung Gottes durch viele Um-
 wege zu bewerkstelligen suchten. Wir bahnen
 uns den Zugang zu Gott durch einen göttli-
 chen Mittler, durch dessen unendlich vollgüt-
 tiges Verdienst wir wieder mit Gott durch Gott
 selbst vor unsere Sünden unendlich versöhnet
 worden sind, weil wir uns im Glauben an sein
 vollkommenes Thun und Leiden halten, und die-
 ses uns Gläubigen von Gott zu unserer Gerech-
 tigkeit zugerechnet wird; der Gottmensch ist,
 und für alle sündige Menschen sein Blut am
 Stamme des Kreuzes vergossen hat, und damit
 vor alle Sünden und Strafen der ganzen Welt,
 keine ausgenommen, den unendlich beleidigten
 Gott mit allen Sündern wieder versöhnet hat.
 Dieses kann gar nicht wider die gesunde Ver-
 nunft seyn, indem selbst der große Atheniensische
 Philosoph Plato, und andre heidnische Philo-
 sophen, jedoch in dunkeln und verworrenen Be-
 griffen, auf gewisse Maasse einen Mittler er-
 kannten, der aus Gott gekommen sey.

N y 5

Soll

Soll etwa die Eitelkeit unsers Gottesdienstes in den natürlichen Folgen desselben bestehen, so können wir auch in diesem Stücke über das Recht jauchzen, was unsere allerheiligste christliche Religion für ihren Widersachern behält. Wir werden vermöge derselben zu guten Bürgern gemacht, ja ich wollte beynahе noch mehr sagen, wir werden wahrhaftige Menschen, weil wir gläubige Christen sind.

Man werfe einmal unser Lehrgebäude über den Haufen. Gott soll nicht mehr der allerhöchste Befehlshaber seyn. Die Belohnungen in denen ewigen Hütten und die Strafen nach dem Tode sollen ein Geschwäge heissen. Ein jeder Mensch soll Macht haben sich selbst ein Religions- und Lebenssystem zu erkiesen. Welch eine artige Welt! Das Gewisseste würde seyn, daß wir so viel Könige haben würden, als wir lebendige Menschen haben: Denn das Regieren würde Jedermann, und das Unterthänigseyn keiner lebendigen Seele anstehen. Ferner, Mord und Todschlag würde bey uns so gewöhnlich seyn, als Essen und Trinken. Unser Eigenthum würde von der Gürtigkeit unserer Nachbarn ein Lehn seyn;

seyn; und nur so lange würden wir es besitzen können, als sie wollten. Unsere Väter und unsere Söhne zu kennen, wäre gar unmöglich. Kurz, Sodom und Goniorrha würden gegen uns zu rechnen, noch Muster einer wohlgeordneten Policey abgeben.

Wie unvernünftig wäre es, einen Gottesdienst abzuschaffen, der uns für dergleichen Unwesen bewahret!

Lasset uns aber nun auch noch das Recht betrachten, mit welchem unsere Gegner über die Religion spotten. Wollten sie uns blos nach den Gesetzen der Höflichkeit begegnen, so sollten sie damit an sich halten. Gesezt unsere Meinung wäre falsch, so muß es doch in der That einem ehrlichen Manne nicht gleichgültig seyn, wenn ihm jemand in einer großen Gesellschaft, wegen einer bisher gehegten Unwahrheit, mit den bittersten Vorwürfen begegnet. Wie viel unhöflicher handeln aber unsere Spötter, da sie der ganzen Welt, und darunter so vielen hohen und weisen Leuten öffentlich unter die Augen sagen, daß sie Thoren sind. Sind wir unrecht, so widerlege man uns gründlich, man verspötte uns aber nicht. Dieses muß uns nothwendig aufbrin-

aufbringen, da uns jenes vielleicht den rechten Weg weisen würde. Vielleicht aber ist eine gründliche Widerlegung unmöglich; so muß man zu dem letztern seine Zuflucht nehmen, weil man sich einmal fürgenommen hat zu reden.

Wer verbindet aber diese Leute uns zu belehren? Wollen sie, die Religionsspötter, wider alle Vernunft und Gewohnheit der Völker leben, so leben sie nach ihren Begriffen, in so fern sie dem gemeinen Besten unschädlich sind. Sie erlauben es aber auch uns, so zu verfahren, wie wir glauben. Wer hat ihnen den Beruf gegeben, sich zu unsern Lehrern aufzuwerfen? Ihr Gewissen: Es hat sie wirklich zu etwas unmöglichen berufen. Sie, als einzelne Personen, werden nimmermehr die billigen, geprüften und mit tausend Gründen unterstützten Sätze ganzer Landschaften und Nationen über den Haufen stoßen. Was liegt ihnen daran, uns zu bessern, wenn Gott kein ewiger Belohner des Guten ist; wenn kein Leben nach dem Tode ist, wenn wir hinfahren wie das Vieh, wenn keine Auferstehung unserer verstorbenen Leiber ist, wenn kein ewiges Leben durch die göttliche Allmacht

macht ist ic. — Oder was liegt uns daran, wir
 irren allemal mit glücklicherm Erfolg, als sie.
 Verfahren wir in unserm aufrichtigen Dienste
 Gottes nach falschen Grundsätzen, so kann uns
 der Gott, der nichts ist, in dem Leben das nicht
 ist, auch nicht strafen; und wir werden uns
 keinen Vorwurf machen können, daß wir nicht
 gelebet haben wie das unvernünftige Vieh, wenn
 wir nach dem Tode nicht mehr seyn werden.
 Irren wir nicht, so erhalten wir was wir su-
 chen, und thun was wir thun sollten. Irren
 sie aber, so fürchte ich, die Strafe des wirklich
 vorhandenen Gottes, den wir als gläubige
 Christen nach der heiligen Bibel ehren, wer-
 de, in dem wahrhaftig angegangenen ewigen
 Leben nach dieser Zeitlichkeit, diejenigen Men-
 schen, die seine Ehre verlästert haben, mit wirk-
 lichen Strafen belegen. Ueber wen wollen sie
 sich hernach beklagen: über Gott, den sie wider
 alle mögliche Gründe lästern; oder sich selbst,
 die sie bey so vielen göttlichen Wahrheiten in
 dem Irthum geblieben sind?

Bier:



Vierzigstes Stück.

Es ist und bleibt eine gewisse Wahrheit, daß man die Bücher stille Lehrer nennen kann; denn sie sind es, die uns sehr oft unterrichten, und es ist bekannt genug, daß die Gelehrten ihre Bücher insgemein todte Redner nennen. Doch diese sind es jetzt nicht, die ich diesmal zu Lehrern bestimme. Ich will ins Reich der Natur gehen; dieses grosse Buch ist beständig aufgeschlagen, und wir vernünftigen Menschen mögen lesen auf welcher Seite wir wollen, so werden wir allemal Glaubenslehren und Lebenspflichten darinnen finden. Wir müßten niemals das erste Kapitel des Briefes Pauli an die Römer und die Davidischen herrlichen Lieder gelesen haben, wenn wir nicht erkennen wollten, daß die Geschöpfe Staffeln zu Gott sind. Sie beweisen nicht allein das Daseyn eines unendlichen, gütigen und gnädigen Schöpfers, sondern die Kreaturen flossen uns auch die edelsten Begriffe von den göttlichen Eigen-

Eigenschaften ein. Wer kann die Heere ungezählter Sterne, die glänzende Sonne, den scheinenden Mond betrachten, ohne mit dem Könige und Propheten David zu sagen, das muß ein großer Herr seyn, der dieses alles gemacht hat. Auch die vernünftigen Heyden, die nichts vom Glauben an den göttlichen Mittler wußten, erkannten aus dem künstlichen Baue des Himmels und der Welt, daß ein Gott seyn müsse. Wer kann die elendeste Made und Wurm auf dem zitternden Blatte eines Baumes betrachten, ohne zugleich die Weisheit und Güte des großen Schöpfers zu bewundern: der seine Allmacht und Kunst bis zur Erbauung eines so schwachen, und den Menschen verächtlichen Thierchens herunter läßt; und auch diesem Vieh sein Futter giebet. Ein Baumblatt, das wir mit Füßen treten, wird diesem kriechenden Wurme zum Pallast, Schlafgemach und Speisesaale. Gott sendet einen kleinen Westwind, so fällt diese lebende Kreatur mit ihrem Pallast zur Erden. Eine kleine Sache vor unsern Augen; allein braucht Gott wohl etwas mehr als ein Allmachtswort, den so schönen Erdball, den wir bewohnen, und den so prächtigen Himmel,

der

der uns bedeckt, zu zerschmettern? Noch lange nicht so viel, als diese Mabe, dieser kriechende Wurm gegen uns ist, sind wir im Verhältnisse des ganzen Weltgebäudes. Und dennoch, ist dieses unermessliche und fürtreffliche Weltgebäude in der Hand Gottes nicht beträchtlicher als der Thon in der Hand des Töpfers. Eine Betrachtung, bey der sich unsre Gedanken verkehren, wenn wir nachspühren, und zu welcher uns ein verachteter Wurm gebracht hat.

Wer wollte noch läugnen, daß die Natur unsre Lehrmeisterinn sey? Ich würde mich in ein weites Feld verirren, auf welchem ich mich nicht so leicht finden würde, wenn ich mehr Exempel anführen wollte; zudem, so haben schon Heiden und Christen genung die Worte Davids weitläufiger ausgeführt: Die Himmel erzählen deine Ehre, und die Wesse verkündigen deiner Hände Werk; wodurch die Allmacht des unsichtbaren und unbegreiflichen Gottes verstanden wird. Ich hielt es aber dennoch vor nichts überflüssiges, die Leser dieses Stückes an eine Betrachtung zu erinnern, die eben, weil sie so natürlich und leicht ist, unsrer Aufmerksamkeit

samkeit sehr leicht entwischen kann. Nicht
 bloß zur höhern Erkenntniß, sondern auch zur
 Verbesserung des Lebens bahnt uns die Natur
 den Weg. Wir sehen, daß alles in dieser Welt
 vergänglich ist, und daß wir selbst nach und
 nach zu unsrer Verwesung eilen; die Kindheit
 wird von den Jünglingsjahren abgelöset, und
 so wechselt das männliche Alter bis zu den spä-
 testen Jahren, und diese alsdenn mit dem Tode
 ab. Die abfallenden Blätter der Bäume leh-
 ren uns an den Winter unsrer Jahre frühzeitig
 zu gedenken, und befehlen uns, die Früchte der
 Tugend und Weisheit in den ersten Altern des
 menschlichen Lebens einzuerndten. Kann wohl
 ein Hausvater einem unnützen und verdorrten
 Baum das Urtheil sprechen, ohne daran zu ge-
 denken, daß er im Garten Gottes, wenn Gott
 mit ihm ins Gericht gehen wollte, eben so un-
 nütze sey? kann er ein krumm gewachsenes
 Bäumgen gerade beugen, oder, einen schon ver-
 härteten krummen alten Baum sehen, ohne
 dabey den Schluß zu machen: so muß man die
 menschlichen Gemüther in der Jugend beugen?
 Die heiligen Bücher sind voll von solchen Stel-
 len, wo von Dingen im Reiche der Natur auf

die Sitten der Menschen geschlossen wird. Ge-
hen wir vollends ins Reich der Thiere, so wird
maches unvernünftiges Thier unser Sittenpre-
diger werden. Der Kranich an Wachsamkeit,
der Hund beschämt uns an Treue; der seinem
Schöpfer lobsingende Vogel an Zufriedenheit
und Dankbegierde. Und endlich müssen wir
bekennen: Ein Ochs kennt seinen Herrn, und
ein Esel die Krippe seines Herrn.

Wenn man nun nachspüret und fragt: wo-
her kommt es aber, daß so wenig Menschheit
durch die lehrrreiche Natur gebessert werden?
Woher kommts, daß neun hundert und neun-
und neunzig Theile der Menschen den Himmel
und die Herrlichkeit Gottes in den Wolken ansehen,
ohne etwas anders, als ein gemahltes und ver-
goldetes Gewölbe, zu gedenken? Ich rede die
Wahrheit, wenn ich die ganze Schuld dieser
sichtbaren Blindheit auf diejenigen werfe, wel-
che die Jugend bilden, und die Herzen der
Menschen bessern sollen. Es ist beweins-
würdig, wenn man sieht, daß die meisten
Lehrer meinen, daß wenn das gemeine Volk
den Catechismum auswendig kann, so weiß es
genung:

genung: laßt uns dieses arme Volk zur Natur in die Schule führen. Sie bietet sich mit durchdringender Stimme zum Lehrer an, und der Sinn des Geistes Gottes bestätigt sie in ihrem Lehramte. Wie kann man aber einen Lehrer aufsuchen und Zutrauen zu ihm haben, wenn man ihn nicht kennt? Desuet also, ihre Blätter dieses Buches, diesen Blödsichtigen das Buch der Natur. Lehrt sie das Geheimnißvolle, das Unermeßliche, das Ordentliche in derselben kennen, so werdet ihr sie zu einem vernünftigen Gottesdienste gewöhnen, so werdet ihr diese, so wir vor blödsinnige Leute halten, menschlich denken lehren. Wie mancher Ackermann wird alsdenn ein Auge auf seine Handthierung und das andre gen Himmel richten, und ein fleißiger Vetter werden; welches auch sehr nöthig und die Macht eines Gläubigen ist, wenn die Innbrunst des Herzens dabey ist. Wie mancher Stolzer wird gedemüthigt werden, wenn man ihm aus der Größe des sichtbaren Weltgebäudes beweiset, daß er im Verhältnisse gegen dasselbe kaum so viel gelte als eine Schnecke gegen den Pallast, in welchen ihr Wohnhaus verschlossen ist. Anstatt deutliche Schriftstellen

durch eigenmächtige Erklärungen verworren zu machen; anstatt wider Irrthümer zu streiten, an die unsere Zuhörer nicht denken würden, wenn wir sie nicht nannten, laßt uns das, was wir mit sehenden Augen nicht kennen, erklären; wir dürfen nicht vom Zenith (oder vom Scheitelpunkte in der Astronomie,) und Nadir, (oder vom Fußpunkte am Himmel, der gerade dem Wirbelpunkt über uns entgegen gesetzt ist,) nicht vom Magistro Matheseos reden, und können doch unsern Schülern mit deutlichen Worten natürliche Weltweisheit und Aufmerksamkeit auf den gestirnten Himmel beybringen. Wie manches Loblied wird alsdenn andächtig mehr gesungen werden? Will unser Heyland mit seinen Zuhörern recht deutlich reden, so führt er sie ins Reich der Natur und lehret sie vom Sichtbaren aufs Unsichtbare schließen. Warum folgen wir nicht diesem himmlischen Lehrmeister in seiner Lehrart nach? Welcher Vortrag kann überzeugender und der Menschlichkeit natürlicher seyn? Nur muß man sich bey dieser Methode vor allen dunkeln und gekünstelten Ausdrücken hüten; es wird sich also die Anwendung dieser Lehrart meines Erachtens
am

am besten in die unentbehrlich nöthigen Examina oder Kinderlehren schicken. Eine Hinderniß des Lehramtes, das die Natur über sich nimmt, ist die Geringschätzung der Creaturen. Diese gründet sich auf das schädliche Vorurtheil, als wenn eine Menge Geschöpfe, wo nicht schädlich, doch unnütze und überflüssig wären. Dieses muß man den Menschen zu benehmen suchen; man muß, so viel es sich thun läßt, zeigen, daß eine Creatur zum Dienste der andern erschaffen sey, und daß auch die kleinste unter allen uns zum Lehrer werden könne: man muß es niemals dulden, daß die Jugend tyrannisch und verächtlich mit einer lebenden und leblosen Creatur umgeht. Es ist dieses sonderlich eine Hauptpflicht derer, die im geringsten Verstande Aufseher oder Hofmeister genannt werden, ihre Schüler schon in den zarten Jahren der Jugend zum Erkenntniß Gottes aus der Natur, und zu Beobachtung ihrer Pflichten gegen denselben anzuführen. Solche Bemühungen werden allezeit mit vielem Segen begleitet werden, und der Nutzen davon wird fürtreflich seyn.



Ein und vierzigstes Stück.

Ein Mann, der keinen Gott gleich andern finden
wollte,
Ein schwacher großer Geist, war durch des Fiebers
Brand

Aufs Krankenbett dahin gerissen!

Schon fühlt er tödtend Gift in seinen Adern fließen;

Er, der nunmehr die Welt verlihren sollte;

Er fühlt und winkt mit zitternd welker Hand

Dem Priester, welcher ihn bekehren wollte,

Und spricht: Mein Herr, die Kirche sey mein Erbe!

Und röchelnd haucht er aus: Ach Gott, ich sterbe!

Wer zwange den, der keinen Gott erkennt,

Daß sterbend er den Schöpfer nennt?

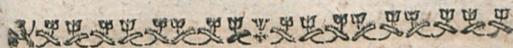
Gab er ihm selbst die Ueberzeugungstriebe,

Daß der ihn noch erbarmend liebe,

Den er bis in den Tod entehrt?

Wer das mich fragt, ist keiner Antwort werth.

Zwey



Zwey und vierzigstes Stück.

Daß die mehresten Menschen keinen Unterscheid von der heidnischen und von der Christlichen Philosophie zu machen wissen, lehret die Erfahrung noch immer, obgleich dieser so nöthige Unterscheid stets muß gemacht werden: und so selten die Selbstverläugnung unter den Menschen ist; so allgemein scheint sie uns alsdenn zu seyn, wenn wir die mancherley Urtheile, welchen sich die Philosophie unter den Bürgern dieser Welt unterwerfen muß, in eine kleine Erwegung ziehen. Bald ist die Weltweisheit eine Grillenfängerey, bald eine gefährliche Lehre; bald eine Quelle alles Uebels; und kurz zu sagen: Wäre die Philosophie nicht in der Welt, so würde ein ganz anderer Zusammenhang der Dinge hier statt finden. Wie oben gesagt: Man vergißt stets, daß zu den Zeiten der Apostel eine heidnische Philosophie war, und in unsern Tagen nur die christliche seyn soll; zum wenigsten nur seyn sollte.

Die Philosophie, wenn ich sie auf derjenigen Seite betrachte, auf welcher sie ihre Feinde zu schilbern gewohnt sind, kommt mir fast eben so vor, als der bekannte Niemand, auf welchen viele Verbrechen geschoben werden. Ist ein Uebel in der Welt: so hat solches die Philosophie gethan. Hat ein Gelehrter noch keine Bedienung, wie er sich wünschet: so muß die Philosophie daß Hinderniß an seinem Glücke seyn. Entsteht eine Uneinigkeit in den Lehren: so ist die Philosophie die Stöhrerin des Friedens, und man hält sie für den allgemeinen Zankapfel, den ein ungünstiges Geschick in die Welt geworfen hat. So sehr ich unter diesen Umständen die arme Philosophie bedaure: so sehr muß ich mich über die Menschen verwundern, welche diese Wissenschaft auf eine so barbarische Weise verfolgen.

Die Eigenliebe ist ja von je her die Schoosneigung der Sterblichen. Warum sieht man denn da eine Unternehmung, welche diesem Affecte ganz und gar zuwider ist? Aber vielleicht betrüget mich meine Meynung. Ich habe bis daher immer gedacht, die Philosophie, wenn sie
in

in ihren Schranken bleibt, verbessere den Verstand; sie mache den Willen geschickt, ein wahrhaftes Gut zu erwählen. Sind denn diese nicht Vorzüge, auf welche sich ein Mensch etwas einbilden kann? Ein aufgeklärter Verstand, ein weiser Wille, das müssen ja Vollkommenheiten seyn, die einem jeden Ehre bringen. Aber wie die Erfahrung lehret: so hat es der Mensch nach dem jetzigen Zeitpunkte schon so weit in der Verläugnung sein selbst gebracht, daß er gar nicht auf die Vorzüge achtet. Er siehet diese Vollkommenheiten als Scheingüter an, und erwählet lieber ein Narzissus-Gesicht zu dem Stoff seines Ruhmes. Goldene Vollkommenheiten dünken ihm mehr einer Ehre würdig zu seyn, als solche Pedantereyen, welche nur für diejenigen gebühren sind, denen die Geburt, die Natur oder andere Gottheiten dieser Welt nicht günstig waren.

In wie weit nun die Klagen der Menschen über die Philosophie Grund haben, davon will ich nicht urtheilen; sondern meine Leser sollen alsdenn Schiedsrichter seyn, wenn ich ihnen die Beschwerden eines gewissen Menschen, welche

che er wider die Philosophie zu Markte bringet, erzehlen werde.

Ein gewisser Gelehrter, der auf der Kandidatenbank schon fast grau geworden ist, befand sich in einer Gesellschaft. Seine Gesichtszuglinien entdeckten schon so ziemlich seinen Gemüthszustand zum voraus; denn sie waren finster und seine Augen trübe. Es schien, als drückte ein harter Stein sein Herz, den er loszumälzen Gelegenheit suchte, und eben in dieser Gesellschaft erlangte er, wornach er längstens seufzte.

Von ohngefähr kam die Unterredung auf die Gelehrsamkeit, und dieses war der angenehme Punkt, welcher unserm unzufriedenen Herrn den Mund eröffnete. Bis hieher war er ganz stille, und es dünkte mich, als wenn er nur seine lebendige Person der Gesellschaft zum Beschauen dargestellt hätte; aber jetzt machte ein Seufzer den Anfang seiner Rede, und mit diesem vereinigten sich folgende Worte: Ach! die Zeiten werden von Tage zu Tage schlimmer und schlechter; die Welt wird immer ärger. Es kann kein ehrlicher Mensch mehr fortkommen, und dieses macht die verführerische Philosophie. Ehedem war es genug, ein Gelehrter zu heißen, wenn

wenn man seine vier Jahre auf der Akademie zugebracht hatte. Aber in unsern Tagen ist es nun ganz anders. Man will nicht nur haben, daß man seine Sachen wisse; man fordert nun von einem jeden, daß er die Ursachen der Dinge kenne; daß er wisse, wie eines aus dem andern folge.

Ich will mich gar nicht rühmen; aber das muß ich doch sagen: Ich habe Fähigkeit und Fleiß genug gehabt, um ein Gelehrter zu werden. Ehe ich noch auf die Akademie zog, legte ich eine Probe meiner Geschicklichkeit ab. Ich hielt mit vielem Beyfall eine Rede: de octo Partibus Chriæ aphthonianæ earumque laude &c. und als ich meinem Herrn Schulrector ein paar Dukaten für seine Bemühung überbrachte, versicherte er mich so ziemlich, daß aus mir ein großes Licht in der gelehrten Welt werden würde. Der Mann mußte es doch verstehen?

Auf den hohen Schulen setzte ich meinen Fleiß fort. Ich hörte keine Logik, keine Metaphysik. Diese setzte ich bey Seite. Ich erwählte eine weit gründlichere Gelehrsamkeit. Ich hörte des Tages vier Collegia, und zu Hause prägte ich meinem Gedächtnisse alles dasjenige ein

ein, was mein Collegenbuch und meine Hefte in sich faßten. Meine Füße können Zeugen seyn, wie oft ich meine Stube auf- und abgegangen bin, bis ich ganze Bücher auswendig gelernt habe. Die übrige Zeit widmete ich meinen Colлектaneen, die ich mir aus unterschiedlichen Predigtbüchern gesammelt hatte. Wenn ich eine Predigt zu halten habe, so zergliedere ich nicht erst meinen Text: das sind Weilkäufigkeiten, mit welchen man sich nur aufhält. Nein, Ich suche die Stelle in meinem Colлектaneenschafe auf; schreibe die unterschriebenen Anmerkungen zusammen; dann bin ich fertig, und habe dabey noch diesen Vortheil, daß niemand meinen Vortrag tadeln darf, weil ich alle meine Worte mit der gehörigen Autorität unterstützen kann.

Nun schliessen sie, werthe Gesellschaft! wie unverantwortlich es ist, daß man mir keine Bedienung anvertraut. Aber was ist Schuld daran? Die Philosophie ist es. Denn ohn' längst mußte ich mich bey einem Examine, eines zu erlangenden Dienstes wegen, stellen. Man fragte mich unterschiedliches, und ich konnte allezeit antworten. Aber da man die Ursache von mir

mir verlangte: warum die Dinge, die ich her-
sagte, so und nicht anders seyn könnten; so
mußte ich freylich schweigen, weil ich mich auf
die Philosophie nicht geleeget habe. Die Philo-
sophie hindert mich also an meinem Glücke, und
diese wird es zu verantworten haben.

Bis hieher hatte die Klage unseres Memo-
riophilus gewähret, und die Gesellschaft be-
zeigte ihm ihr Mitleiden und ihren Beyfall.
Sonderlich Frau Superflug sagte: Sie haben
recht, mein Herr! Seitdem die Philosophie in
der Welt aufgekommen ist, hält man nichts
mehr von Gespenstern; die Sonne soll nicht
mehr am Himmel laufen, sondern die Welt soll
sich herumdrehen. Welche abgeschmackte Mei-
nungen der Philosophen! Wohl, Frau Super-
flug, versetzte Herr Kleinwitz, man will heut zu
Tage alles beweisen. Es ist unvernünftig,
daß man nicht genug hat, wenn man die Dinge
vor leiblichen Augen sieht: man will auch in
das Innere derselben hineindringen. Der Hoch-
muth verleitet die Philosophen zu solchen Aus-
schweifungen. Man will kein Mensch mehr
seyn. Wir sind ja alle Kreaturen, wie die
andern

andern Kreaturen auch; nur ist dieses der Unterscheid, daß wir reden, gehen, und eine andere Seele als die unvernünftigen Thiere haben. Die Zeit kam herbey, welche die Gesellschaft trennte, und mit dieser erlangte die Philosophie auch ihre Ruhe wieder.

So verfolget man die Philosophie, da sie doch wenn sie in ihren Schranken bleibet und ohne Vorurtheil betrachtet wird, ein Leitfaden zu den erhabensten Wahrheiten ist. Ich werde mich mit diesen Gedanken, weil sie sehr angenehm sind, in folgendem Stücke noch etwas beschäftigen.

Drey und vierzigstes Stück.

Die Hauptklage, welche viele Menschen wider die Philosophie, mit vielem Seufzen begleitet, aussprechen, ist diese: Ach! die Philosophie ist eine Wissenschaft, welche zum großen Nachtheil der Theologie unter den Gelehrten einreißt. Wenn man nun diesen Einwurf vernünftig überdenket, so ist er ein solcher Einwurf, der, wenn er gegründet ist, gewiß der Philosophie zu keiner Ehre gereicht. Die Theologie, oder die Erkenntniß Gottes nach dem Grunde des Glaubens, welcher Glaubensgrund einzig und allein die heilige Schrift ist, ist allerdings derjenige Gegenstand, der unter den Menschen die größte Hochachtung und Ehrfurcht verdienet, und rechtschaffene Gemüther haben die gerechteste Ursache, die Philosophie zu meiden, wenn sie Dinge in sich begreift, die der Theologie zuwider sind.

In

In unsern Tagen theilet man gemeiniglich die Disciplinen der Philosophie in die Logik, Moral, Physik und Methaphysik ein. Das Wort, Philosophie, so aus dem Griechischen herkömmt, und auf Deutsch: Liebe zur Weisheit, übersezet werden kann, nöthiget mich, die Sache etwas genauer zu betrachten: ich will aber nur bey der Logik, oder der Vernunftlehre, stehen bleiben, damit ich die Aufmerksamkeit der Leser nicht ermüde.

Diese Untersuchung: ob die Philosophie der Theologie schädlich sey? ist ein Gegenstand, der nach meiner Einsicht sehr wohl eine kurze Abhandlung verdienet; denn ich kann noch nicht einsehen, wie eine Wissenschaft, welche den Ursprung und die Eigenschaften der Dinge entwickelt, derjenigen Lehre soll entgegen stehen, die von dem Schöpfer aller möglichen Gegenstände handelt. Ich meyne vielmehr, die Lehre von Gott, wenn wir sie mit der christlichen Philosophie verknüpfen, denn von der heydnischen Philosophie ist hier die Rede nicht, wird uns recht ehrwürdig, und unsere Begierde, dasjenige höchste Wesen zu erkennen: welches allen Dingen

Dingen ihre Wirklichkeit gegeben hat, wird alsdenn desto stärker, wenn wir von den Geschöpfen zu dem gütigen und gnädigen, zu dem großen Schöpfer geleitet werden. Man betrachte nur mit Nachsinn Sonn und Mond, die Welt mit ihren Geschöpfen, ihren weisen Bau und Einrichtung, das Meer und das unzählbare Gewimmel der Fische so in selbigem lebet, benebst dem wunderbaren Lauf der Wasser: so werden wir schon so viel daraus abnehmen können, wie nothwendig es sey, die Dinge, die um uns her sind, aufmerksam zu betrachten, wenn wir uns einen fürtrefflichen Begriff von demjenigen bilden wollen, der aller Dinge Urquell ist, der die ganze Welt in einer so fürtrefflichen Ordnung erhält, und alles so weislich ernähret.

Dies ist gewiß ein großer Vorzug nicht nur eines Gottesgelehrten, sondern eines jeden Menschen, der Gott erkennen will, wenn er sich deutliche Begriffe von dem höchsten Wesen, so viel es der menschlichen Schwachheit möglich ist, bildet; wenn er die vollkommenen Eigenschaften des vollkommenen Beherrschers des Himmels und der Welt erkennt.

A a a

D

O Mensch, kannst du wohl Gott ermessen?
 Mußt du nicht schwindelnd dich vergessen,
 Wenn sich dein Geist zu Dem erhebt,
 Des Hoheit herrlich ohne Grenzen,
 Und der im reinsten Lichte lebt,
 Wo Stralen heiligen Prachtes glänzen?

Den Grund der Wesen aller Dinge
 In seiner Größe einzusehn,
 Ist Endlichkeit weit zu geringe;
 Wie könnte dies von ihr geschehn?
 Wer kann sich hier im Denken finden,
 Dich, Gott! mit dem Verstand ergründen?
 Wie unbegreiflich ist der Geist,
 Der alles Seyn aus Nichts gewinket?
 Es wird, so bald ers werden heiße,
 Da, wenn er will, es sterbend sinket.

Es ist gewiß, wir mögen noch so tieffinnige
 Philosophen seyn, als wir immer wollen, so blei-
 bet uns die Weisheit und alle Vollkommenhei-
 ten unsers Gottes doch noch eine unergründ-
 liche Tiefe.

Die Gottheit stralt aus weiter Ferne
 Durch die gemahlte blaue Syhär.
 Wie glänzen die unzählgen Sterne:
 Wenn sich ihr schöngepflanztes Heer
 An den gewölbten Himmel heftet,
 Und menschlich Sehen ganz entkräftet!

Hier

Hier wird der Zweifler überzeugt,
 Wie ihre Zahl nicht zu erfinden,
 Die Menschlichkeit weit übersteigt:
 So sehest du, Gott, nicht zu ergründen.

Aber! warum hat uns denn eben dieser vollkommene Gott eine vernünftige menschliche Seele gegeben? Warum haben wir eine Kraft zu denken empfangen? Warum kann der Mensch Dinge einsehen? Warum kann er das Gesehene beurtheilen und überlegen? Warum haben wir als lebendige Personen Leib und Seele, Verstand und Willen? Sollte uns wohl ein so vollkommener Gott, wie unser Gott ist, dieses alles umsonst mitgetheilet haben? Ich kann dieses mit den herrlichen Eigenschaften desjenigen, der uns mit diesen Gaben ausgerüstet hat, nicht vereinigen. Ich meyne vielmehr überzeugt zu seyn, unsere Seelenkräfte sind uns darum anerschaffen, daß wir damit denjenigen erkennen sollen, der durch seine Vollkommenheiten unser ewiges Wohl zu befördern beschlossen hat.

Man mache sich einmal deutliche Begriffe von den Vollkommenheiten Gottes. Ich verstehe hierdurch solche deutliche Begriffe, welche nach demjenigen Gegenstand, von dem ich hier

A a 2

rede,

rede, möglich sind. Welch ein unerschöpfliches Meer der edelsten Eigenschaften wird unser Verstand nicht erblicken? Ehrfurcht und Demuth werden ihn begleiten. Unser Gemüthe wird gleichsam erstaunend in die Tiefe der Gottheit hinab sehen, und in dem Hinabsehen wird unser Geist begierig werden, dieses vollkommenste Wesen immer mehr und mehr zu erkennen, und dieses ist die Ursache, warum sich Leib und Seele der Christen in dem lebendigen Gott freuen.

Zu solchen Vorstellungen leitet uns die Vernunftlehre des christlichen Philosophen. Diese lehret uns die Wege, die Wahrheiten zu erfinden. Die Logik giebt uns die Mittel an die Hand, die Gegenstände, die sich unsern Augen darstellen, deutlich einzusehen, sie lehret uns Ueberlegungen über diese Dinge anzustellen, und verhütet, daß unsere Vernunft nicht aus ihrer Ordnung auf Irrwege gerathe, noch weniger sich über die heilige Schrift etwa zu überheben unterstehe.

Wir mögen also Gott aus seinen Werken erkennen wollen; oder aus der heiligen Schrift dasjenige erlernen wollen, was wir von dem höchsten

Höchsten Wesen zu wissen nöthig haben: so ist uns die Vernunftlehre zu einer Führerin gegeben. Ich will zwar nicht läugnen, daß eine höhere Kraft demjenigen beystehe, dem es ein wahrer Ernst ist, Gott zu erkennen. Aber ich weiß auch, daß die dritte hochgelobte Person in der Gottheit den Verstand eines Menschen erleuchten könne. Das heißt aber nichts anders, als die Erkenntnißkräfte des Menschen unterstützen, von dem, was göttlich ist, besser und deutlicher denken zu können; denn es muß alles äußerlich und mündlich seyn, damit man es mitelbar mit den Sinnen fassen könne.

Sollte aber die Art, wie wir diese Wahrheiten gedenken, eine andere seyn als diese, welche eine gesunde Vernunftlehre vorschreibet, die von allen ehemaligen heidnischen Irrthümern gereinigt ist? Deswegen warnete dort ein Paulus seine Zuhörer vor der unlautern heidnischen Philosophie, aber diese Irrthümer sind längst widerleget und untergegangen.

Die Auslegungskunst der heiligen Schrift lehret ja selbst keine andere Regeln, als welche auf die Regeln der Vernunftlehre gegründet sind. Man betrachte einen Ausspruch der heili-

gen Schrift; man mache sich von den Worten desselben deutliche Begriffe; man untersuche ihren Zusammenhang. Welch einen Schatz werden wir da nicht finden? den wir gewiß unwissend hätten entbehren müssen, wenn uns nicht die Regeln bekannt wären, deutliche Begriffe von Dingen zu bilden, und deren Zusammenhang einzusehen. Öffentliche Lehrer sollen die Kunst verstehen, den Verstand der göttlichen Wahrheiten aus deutlichen Begriffen einzusehen, und sie nach ihrer deutlichen Erkenntniß ihren Zuhörern vor Augen zu stellen. Dieses, meyne ich, ist eine der Hauptabsichten, warum öffentliche Lehrer aufstehen und dem Volk die göttlichen Lehren fürtragen. Bey der heiligen Schrift muß man sehr vieles durch Denken und Schlüsse den Zuhörern deutlich machen. Ich breche diesmal von diesen mir so angenehmen Gedanken ab, um meine Leser nicht zu ermüden, und sage nur noch dieses: daß wenn die Philosophie sich nicht über die heilige Schrift erhebt, sie der Theologie nicht nachtheilig wird.

In diesem Stande kannte er keinen von seinen alten redlichen Freunden mehr; und daß ich es kurz sage, er vergaß Gottes, der Religion, der wahren Nothleidenden, er vergaß seiner selbst. Er genoß diese Glückseligkeit nicht lange, als er die Nachricht erhielt, daß sein reicher Banquier, bey dem er sein größtes Vermögen liegen hatte, banquerott gespielt hätte. Er büßte also durch diesen Zufall sein Vermögen ein, und befand sich jetzt in noch weit geringern Umständen, als vor seiner erhaltenen Erbschaft. So eine wichtige Veränderung seiner äußerlichen Glücksumstände veränderte auch sehr sein Gemüthe. Er suchte wieder seine alten redlichen Bekannten und ihre aufrichtige Freundschaft; er diente ihnen, wo sich eine Gelegenheit zeigte; er erhielt auch durch seine Demuth die Gunst und Bewogenheit dererjenigen, welche er in seinem prächtigen Stande nie anders als mit verächtlichen Mienen ansah. Er wurde tugendhafter, er lernte nunmehr, daß auch Reichthum ein flüchtiges und vergänglichendes Gut ist, und er widmete sich jetzt mehr als vorhin dem Dienste Gottes. Eine ungestalte Bauerhütte, mit vergnügtem Herzen bewohnt, war ihm nun lieber, als ein prächt-

prächtiger Palast, in welchem man mit Mißvergnügen seine Tage zubringt. Sein tägliches Sinngebichte war dieses:

Nich wird kein Zorn und kein Gericht,
 Auch selbst des Himmels Fall, nicht schrecken
 In deiner Macht, Herr Jesu Christ:
 Ich glaub an dich, verstos mich nicht,
 Mein Heiland, Schutz und Retter.
 In deiner Hand steht das Gericht,
 Der Erden Untergang und aller Himmel Ende.
 Vergeht die Welt, was schadet mir,
 Wo du bleibst, Herr, da bleib auch ich,
 Sie ist kein Ort, und hat kein Haus zum Bleiben;
 Was in ihr lebt, das eilt davon,
 Und muß von seiner Stätte,
 Sie selbst zuletzt, daß Raum und Platz
 Für bessere Dinge werde.
 Ihr Guth und was sie Schätze nennt,
 Ist Dampf, den sich der Mensch
 Mit allzuviel, und oft mit böser Müß erwirbet;
 Ihr Reichthum Rauch, ihr Gold und Silber Erde:
 Ihr bester Stein, der edel heißt,
 Ist harter Koth, den Menschen mühsam glänzend
 machen,
 Und ihrer großen Häuser Bau, den sie Paläste nennt,
 Ist Leim und Sand. Die Erde wankt:

So stürzt der beste Bau zusammen,
 Weg Dampf und Rauch, weg Erd und Koth,
 Weg Leim und Sand, fahr hin, o Welt,
 Hier ist für mich kein Guth,
 Kein Schatz und Geld, kein Reichthum, Haus und
 Erbe.

In jener Welt, wenn diese fällt,
 Bey dir, Herr Jesu Christ, wo du regierst,
 Da ist mein Theil, mein Königreich,
 Da will ich gnug, da will ich alles erben.

So wirkete also sein Elend bey ihm weit
 herrlichere Früchte, als sein schimmerndes Glück,
 wenn anders dieses ein Elend zu nennen ist,
 welches vollkommene und ewig daurende Güter
 verschafft.

Haben nun die Menschen Ursache, wider ihr
 widriges Schicksal zu murren und zu zürnen,
 wenn sie dadurch vollkommner werden? Nein,
 ganz und gar nicht. Man untersuche alle mög-
 liche Arten des Elends und Verdrusses, auch
 der schmerzlichen Armuth, worein die Menschen
 gerathen können; jedes wird zu ihrem wahren
 Wohl, zu ihrer ewigen Glückseligkeit abzielen.
 Sollte

Sollte man nicht die züchtigende Hand des gü-
 tigen Vaters küssen, welcher uns nur deswegen
 dieselbe fühlen läßt, damit wir dadurch gefes-
 sert und zu allem Guten geschickter werden?
 Müßte man nicht die allweise Vorsicht einer
 Ungerechtigkeit beschuldigen, wenn man bey sich
 dächte, daß sie nur, um uns zu quälen, Elend
 und Noth zuschickte? Nein, keinesweges. Die-
 ses ist gewiß ihre vornehmste Absicht, dabey un-
 sere Geduld zu prüfen, und uns standhaft und
 gelassen auch in widerwärtigen Tagen zu ma-
 chen, den Umsturz unsers Glücks mit gelasse-
 nem Gemüthe zu betrachten. Ein Vernünfti-
 ger, ich muß mehr sagen, ein gläubiger Christ,
 nimmt also die Widerwärtigkeiten, auch Krank-
 heit und Tod, als ein liebes Geschenk von der
 väterlichen Hand Gottes an, und denkt auch im
 Unglück edel, und bleibt auch im Unglück groß
 and bewundernswürdig. Der Weise spricht in
 seinen trüben und widrigen Tagen:

Aus der Jugend fließt der wahre Friede,
 Wollust eckelt, Reichthum macht uns müde,
 Kronen drücken, Ehre blendt nicht immer:
 Tugend fehlt nimmer.

Gehts

Geh's mir nicht allezeit nach meinem Willen,
So will ich mich ganz in mich verhüllen,
Einen Weisen kleidet Leid wie Freude;
Tugend ziert beyde.

Swar der Weise wählt nicht sein Geschicke,
Doch er wendet Elend selbst zum Glücke;
Fällt der Himmel, er kann Weise decken;
Aber nicht schrecken.

Meine Zufriedenheit.

Man geizt nur nach hohem Stand,
 Nach Titeln, schwanger an Beschwerden.
 Was hilft mir solch ein Glück auf Erden?
 Ein ruhig Amt im Vaterland,
 Dabey gemäß nach meinem Stand
 Und nur erträglich an Beschwerden,
 Soll dieses mir zu Theil einst werden:
 So hab ich dann den höchsten Stand.

Ich laß dem Geizhals dieses Glück,
 Angstvoll bey seinem Geld zu wachen.
 Kann mich der Reichthum freudig machen?
 Nein! den erseufz ich nie, Geschick!
 Der Reichthum ist ein irdisch Glück.
 Ich mag nicht schlaflos Nächte wachen.
 Bey Güthern, die zufrieden machen,
 O, da find ich mein schönstes Glück.

Ich

Ich gönne Großen den Wallack,
 Um den die Sorgen zahlreich stiegen.
 Wie sollt mich so ein Wunsch besiegen?
 D! gern entbehr ich diese Last.
 Ich weiß ja jetzt von keinem Prast,
 Und was ich seh macht mir Vergnügen.
 Wie sollt ich mich nun selbst betrügen?
 Jetzt leb ich ja in stiller Rast.

Der Eitle such nur seine Lust
 In Westen, reich von Gold und Seide.
 Steckt doch oft in dem schönsten Kleide
 Die schlimmste Neigung in der Brust.
 Ich gön ihm diese schönöde Lust.
 Vielleicht fühl ich in meinem Kleide,
 Obs gleich von Gold nicht rauscht, mehr Freude,
 Als er bey seinen Westen Lust.

Kapin such nur im Müßiggang
 Des Lebens süße Ruh zu fühlen.
 Mein Wunsch wird dieses nie erzielen!
 Das Müßiggehn wär mir ein Zwang.
 Ein Buch reizt mich, satt Müßiggang.
 Und sollt ich selbst auch Kräfte fühlen,
 Pfleg ich ein zärtlich Lied zu spielen,
 D! dann wird mir die Zeit nicht lang.

Das wär mir auch schon zum Verbruch,
 Solt ich stets in Gesellschaft leben,
 Wo man um andre sich bestreben,
 Sich beugen und verstellen muß.
 Doch dann und wann bey Wein und Kus
 Mit Freunden in Gesellschaft leben,
 Die nur der Freundschaft Werth erheben;
 So fühl ich meiner Zeit Genuß.

Dem Küßling mag die goldne Zeit
 Bey wilden Mädchen schnell verfließen,
 Nie wird mein Beyfall ihn begrüßen;
 Er liebt ja nicht aus Zärtlichkeit.
 Mein Herz ist Phyllis nur geweiht,
 Und wenn wir zärtlich uns umschließen,
 Und treu umarmt uns liebreich küssen,
 Dann fühl ich recht die goldne Zeit.

Nur brenne nur für Freundschaftsglut;
 Wer weiß, ob auch aus reinen Trieben
 Ihn seine Freunde zärtlich lieben?
 Und ob er nicht zum Schein so thut?
 Für Strophon wallt allein mein Blut.
 Wir lieben uns aus ächten Trieben,
 Und seit wir uns so zärtlich lieben,
 Empfinden wir stets stärkere Glut.

Ein

Ein Greifenalter flieh ich nie,
 Doch auch den Tod nicht in der Jugend.
 Dem Himmel übergiebts die Tugend,
 Und dieser wacht und sorgt für sie.
 Geschick! entzieh mir diese nie!
 Hab ich in meiner frohen Jugend
 Und auch als Greis ein Herz voll Tugend;
 Dann kommt mir nie der Tod zu früh.

Und wird mir auch mein Wunsch erfüllt;
 Erzeigt man mir todt keine Ehren
 Kein Redner soll mein Lob vermehren;
 Kein Dichter, der den Tod dann wild
 Und grausam, hart und böshaft schilt.
 O! meine allergrößten Ehren
 Sind meines Freundes milde Zähren,
 Die treu sein Herz aus Wehmuth quillt.





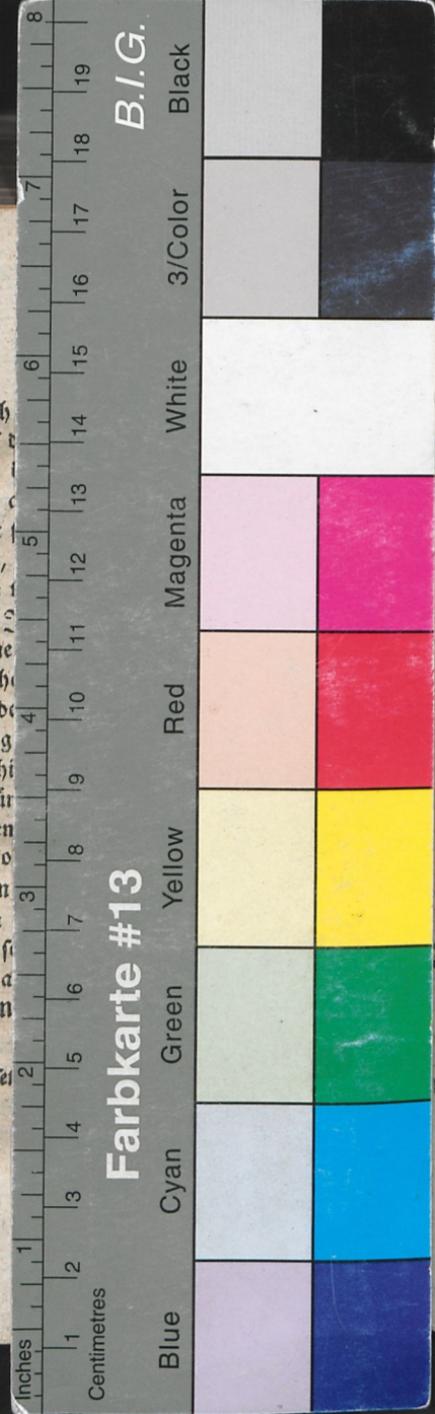
ULB Halle

3

006 978 622







B.I.G.

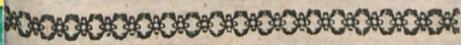
Farbkarte #13

Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black

11

Der Englische Greis,

von * * *



Filfter Theil.



Hamburg, 1768.

